

Mein Name ist Florian Jung, ich habe im Frühjahr 2012 am Leibniz-Gymnasium mein Abitur abgelegt, studiere seit dem Wintersemester 2013/14 an der Universität Leipzig Physik und war während der 10. Klasse, sowie nach dem Abitur jeweils zehn Monate lang in China. Die Erfahrungen, die ich während meiner Auslandsjahre machen durfte, haben mich tief geprägt und mich hat das Land nie mehr richtig losgelassen. Auch nach dem Abitur zog es mich wieder für fast ein Jahr im Rahmen eines Freiwilligendienstes ins Reich der Mitte, bei dem ich meine heutige Frau kennenlernte. Seitdem war ich jedes Jahr mehrere Monate in Südchina, um meine damalige Freundin und heutige Frau zu besuchen, aber auch um Praktika im Rahmen meines Studiums zu absolvieren. Momentan studiere ich Physik im ersten Mastersemester an der Universität Leipzig, lese aber immer noch täglich chinesische Nachrichten und schreibe Artikel für das Stimmen-aus-China-Übersetzungsprojekt der Stiftung Asienhaus e.V..

Meine Sympathie und Faszination für China ist tatsächlich eher über Umwege entstanden. Alles fing damit an, dass ich in der sechsten Klasse das Gefühl hatte, mehr Sport machen zu wollen und mich in der näheren Umgebung nach interessanten Sportmöglichkeiten umschaute. Nach einigem Hin und Her fiel meine Wahl auf Ninjutsu, eine japanische Kampfkunst, in der ich fortan mehrmals die Woche trainierte. Bei den Gürtelprüfungen wurde nicht nur verlangt, dass man bestimmte Bewegungsabläufe absolvierte, sondern auch die japanischen Namen der Griffe und Bewegungen, sowie einige grundlegende Schriftzeichen kannte. Von Anfang an war ich von den Schriftzeichen fasziniert und kaufte mir alsbald ein Buch zum autodidaktischen Studium der japanischen Schriftzeichen. Dieser Buchkauf erwies sich als goldrichtige Entscheidung! Das Buch arbeitete mit einer Technik, die sich „erfinderisches Gedächtnis“ nennt. Das bedeutet im Wesentlichen, dass die doch häufig recht komplexen Zeichen nicht einfach ein Sammelsurium von Strichen sind, sondern in kleine Elemente (sogenannte „Radikale“) zerlegt werden können, die für sich genommen einfach zu lernen sind und selbst auch eine Bedeutung haben. Oft sind es sogar Piktogramme, d.h. sie sehen (etwas abstrahiert) genauso aus wie das, was sie beschreiben (z.B. 木= „Holz; Baum“ (oben die Baumspitze, unten links und rechts die herabhängenden Äste, vielleicht denkt man an eine Tanne), drei Bäume sind dann ein Wald: 森. Die meisten Zeichen die das Zeichen für Baum in sich haben, haben etwas mit Möbeln oder Bäumen (oder anderen Pflanzen) zu tun (z.B. 桌=Tisch; 松=Kiefer)). Jedenfalls kann man sich die Zeichen dadurch merken, dass man aus den Einzelbegriffen eine absurde, aber dafür umso leichter zu merkende Geschichte bastelt. Mit dieser Lernmethode konnte ich recht schnell neue Zeichen lernen und hatte sehr viel Spaß beim Basteln absurder Geschichten.

Da Schriftzeichen allein aber noch keine Sprache machen, lernte ich nebenbei noch aus Büchern und mit CDs Japanisch und besuchte irgendwann auch einen Volkshochschulkurs, um die Aussprache zu verbessern. Als ich das Gefühl hatte, zumindest die Grundlagen zu beherrschen, meldete ich mich zu einer internationalen Japanischprüfung auf Anfängerniveau an und war überglücklich, dass ich diese bestehen konnte. Mein Zugang zur asiatischen Kultur war also zunächst die Sprache.

Eigentlich hatte ich mir fest vorgenommen, einmal selbst nach Japan zu fahren, um meine Sprachkenntnisse auszuprobieren und mehr über das Land zu erfahren (man kann sich fast schon denken, dass es leider bis heute beim „wollen“ geblieben ist...), aber Reisen nach Japan waren zu jener Zeit (und sind es immer noch) sehr teuer. Eines Tages entdeckte meine Familie in einem Prospekt aber eine bezahlbare Rundreise durch China während des Jahreswechsels 2007, die wir nach kurzem Überlegen buchten.

Diese Reise, die uns in weniger als drei Wochen von der Hauptstadt Beijing, über die alte Kaiserstadt Xian und die pulsierende Metropole Shanghai, bis in den äußersten Süden und nach Hong Kong führte, begeisterte mich vollends. Die großen, modernen Städte auf der einen und die alten Tempel und Gemäuer auf der anderen Seite faszinierten mich zutiefst. Ich hatte im Vorfeld der Reise einige wenige Brocken Chinesisch gelernt und konnte bei unseren Ausflügen ins lokale Restaurant zumindest grob die Inhalte der Speisekarte identifizieren. Doch mit einem allumfassenden Verständnis war es damals noch nicht allzu weit her, was die Tatsache zeigt, dass wir, nachdem ich das Zeichen für „Huhn“ auf der Karte erkannt und das entsprechende Gericht bestellt hatte, leider einen Hahnenkopf und Krallen bekamen. Es war zwar recht schmackhaft angemacht, aber als ungelernte Europäer war es dann doch schwierig, das Fleisch von den Knochen abzunagen...

Diese und viele andere Episoden sind mir damals im Gedächtnis geblieben und während der Reise reifte mein Entschluss, ein Jahr im Ausland verbringen zu wollen. Zurück in Deutschland informierte ich mich über verschiedene Austauschorganisationen und war letztlich vom American Field Service (AFS) am meisten überzeugt. Zunächst wollte ich mich dort für Japan bewerben, da ich damals auch noch besser Japanisch sprach als Chinesisch. Als man mir aber sagte, dass die Chancen einer Annahme wegen der hohen Anzahl an Bewerbern sehr gering seien, setzte ich doch China auf den ersten Platz.

Nun begann die bis dorthin prägendste und interessanteste Zeit meines Lebens. Zunächst wurde ich gemeinsam mit anderen Bewerbern vom AFS auf einer allgemeinen und einer länderspezifischen Vorbereitung auf meinen Aufenthalt im Ausland eingestimmt. Die Spiele und Diskussionen aus der damaligen Zeit öffneten einem die Augen für kulturelle Unterschiede, Toleranz und auch dafür, bestimmte Situationen nicht über zu bewerten. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass man eigentlich keine bessere Vorbereitung für einen Auslandsaufenthalt bekommen kann, als ich ihn damals ermöglicht bekam.

So reiste ich also im Spätsommer 2009 nach China, um mein zehntes Schuljahr in einer Gastfamilie im südchinesischen Foshan zu verbringen. Meine Gasteltern waren beide jeden Tag bis spät abends auf der Arbeit und so verbrachte ich die meiste Zeit mit meinen Mitschülern und insbesondere mit meinem Gastbruder. Dem Unterricht, der natürlich (mit Ausnahme von Englisch) nur auf Chinesisch stattfand, konnte ich anfangs nicht folgen. Stattdessen ging ich meinem lieb gewonnenen Zeichenspiel nach, versuchte in den handschriftlich verschnörkelten Symbolen an der Tafel mir bekannte Radikale auszumachen und schrieb sie in mein Unterrichtsheft. Nach den Stunden halfen mir meine Mitschüler dann bei der Interpretation und Übersetzung der Zeichen. Einen richtigen, systematischen Chinesischunterricht habe ich bis heute nicht genossen. Meine Gastschule bemühte sich zwar redlich und ließ zwei Chinesischlehrerinnen für mich und zwei andere Austauschschülerinnen Unterricht erteilen. Da diese aber kein Englisch sprachen und unsere Chinesischkenntnisse auch nicht ausreichten, kam bei dieser Art des Unterrichts nicht wirklich etwas rüber. Stattdessen lernte ich durch Lesen, viel Schreiben und Zeichenspiele mit meinen Mitschülern. Es ist klar, dass man mit dieser Methode natürlich eher Lesen und vielleicht ein wenig Schreiben, aber bestimmt kein Sprechen lernt. Und so blieb bis zu meinem zweiten Chinaaufenthalt meine Aussprache mein größtes Manko.

Dennoch verstanden mich die Menschen um mich herum in der Anfangszeit meist, wenn auch nicht immer, wenn ich in meiner stark deutsch geprägten Aussprache versuchte, ins Gespräch zu kommen. Ich versuchte, an allen Aktivitäten in meiner Schule teilzunehmen, was unter anderem ein zweiwöchiges Militärtraining, allwöchentliche Fahnenappelle mit Singen der chinesischen Nationalhymne, aber auch Abendunterricht (sieben bis zehn Uhr) zum Erledigen der Hausaufgaben umfasste. Auch wenn es vielleicht seltsam klingt: Ich hatte bei meinem Aufenthalt in China nie das Gefühl, einen Kulturschock zu erleiden. Das lag auch daran, dass ich ja vor Ort ganz auf mich allein gestellt war und so alles nahm, wie es denn eben kam, auch ohne mir über Sinn oder Hintergründe zunächst zu viel Gedanken zu machen. Was für meine Mitschüler normal war, wurde es auch für mich.

Der erste Kulturschock meines Lebens ereilte mich zu einem völlig unerwarteten Zeitpunkt: bei meiner Rückkehr nach Deutschland am Flughafen Frankfurt am Main. Als ich die Skyline beim Anflug unter mir sah, konnte ich nicht glauben, dass diese Handvoll Hochhäuser für mich früher eine Großstadt gewesen ist. Am selben Tag fuhren wir noch zu einer Veranstaltung (ich weiß gar nicht mehr genau, was es eigentlich war, aber es gibt ja immer was zu feiern) in das Pfarrhaus meines Heimatortes Rentrish. Als ich dann alle um mich herum Saarländisch sprechen hörte, war es um mich vollends geschehen. Der Schock war perfekt! Tatsächlich hatte ich in dem ganzen Jahr kaum Deutsch (und wenn dann nur Hochdeutsch, in meiner Familie haben wir nie Saarländisch gesprochen), viel Englisch und eben Chinesisch gesprochen. Dass mir eine Sprache, die ich vor meinem Auslandsjahr beinahe täglich gehört hatte, plötzlich irgendwie fremd war, fiel mir sehr schwer zu begreifen. Es dauerte dann auch fast zwei Jahre, bis ich mich wieder vollends auf das Leben in Deutschland eingestellt hatte, in der Anfangszeit hatte ich sogar den Reflex bei meinen deutschen Lehrern jedes Mal eine Verbeugung anzudeuten, weil das in meiner Gastschule eben normal gewesen ist.

In der elften und zwölften Klasse machte ich mir daher viele Gedanken über meine Identität. Zwischenzeitlich reiste ich noch einmal kurze Zeit nach China, aber nicht lange genug, um noch einmal vollends in der chinesischen Kultur aufzugehen. Kurz vor dem Abitur, kam dann plötzlich der Gedanke auf: „Das mit dir und China, das ist noch nicht vorbei!“ und ich bewarb mich erneut bei AFS, diesmal für einen Freiwilligendienst als Deutschassistent, also quasi Hilfslehrer für Deutsch des Goethe-Instituts. Meine Schule sollte in Shenzhen sein, einer pulsierenden Großstadt, die vor 40 Jahren nur aus einzelnen, weit voneinander entfernten Dörfern bestanden hat.

Es wurde wieder ein sehr prägendes Jahr für mich, doch in einer ganz anderen Art, als es das erste Jahr gewesen ist. In den ersten Wochen lernte ich bereits meine heutige Frau kennen, die ebenfalls als Deutschlehrerin arbeitete und durch meine Chinesischkenntnisse konnte ich noch viel aktiver am Leben vor Ort teilnehmen, als das im ersten Jahr möglich gewesen ist. Ich erkundete die Stadt mit einem anderen Freiwilligen und meiner Frau (damaligen Freundin), aber auch ganz allein. Es war ein sehr intensives Jahr, in dem ich sowohl mich selbst, als auch China und (auch wenn es seltsam klingt) Deutschland besser kennen lernte. In diesem Jahr reifte auch die zweite tiefgreifende Entscheidung in meinem Leben in mir: Ich werde Physik studieren. Diese Idee war erst einmal abstrus, da ich in der 9. Klasse zuletzt Physik gehabt hatte und weder in Physik, noch im Mathe-Leistungskurs wirklich gegläntzt habe. In der Oberstufe war mein Interesse für Chemie und Biologie viel ausgeprägter. Aber irgendwas in mir drin sagte mir, ich solle was studieren, wovon ich sehr wenig Ahnung habe, was mich aber absolut fasziniert und es mir ermöglicht, jeden Tag an etwas Anderem zu knobeln.

Zurück in Deutschland bewarb ich mich an der Universität Leipzig, meiner Geburtsstadt und der Wohnort meiner Großeltern mütterlicherseits. Das Studentenleben in Leipzig gefiel mir von Anfang an, auch wenn ich von Studentenleben im klassischen Sinne erstmal nur wenig mitbekam. Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, Lücken in meinem mathematischen und physikalischen Verständnis zu füllen und war immer ein wenig getrieben von der Angst zu versagen. Aber das war nicht das einzige, was mich in meinen ersten Semestern beschäftigte und an mir nagte. Von meiner Frau war ich getrennt und konnte nur über Videos mit ihr kommunizieren, dazu kam der Zeitunterschied, der einen schier wahnsinnig machen konnte. Daneben wurde ich auch relativ früh im Studium in die Studienstiftung des deutschen Volkes als Stipendiat aufgenommen. Die Aufnahme war das Ergebnis eines Auswahlwochenendes, zu dem ich eingeladen wurde, nachdem ich vom Leibniz-Gymnasium zu meinem Abitur zur Aufnahme vorgeschlagen worden war. Schnell lernte ich den Austausch mit anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten schätzen und schloss Freundschaften, die auch jetzt noch sehr intensiv gelebt werden. Unter diesem Eindruck stellte ich mich wenige Tage nach meiner Aufnahme zur Wahl zum Stipendiatensprecher und wurde tatsächlich gemeinsam mit zwei weiteren Sprecherinnen und einem Sprecher gewählt.

Das Amt, das ich zwei Amtsperioden, also zwei Jahre lang, ausübte, erfüllte mich mit viel Freude und ich lernte selbst auch viel dabei. Ein drittes Mal wollte ich aber nicht mehr antreten, weil es eben auch viel Kraft kostete und ich mich gerne etwas mehr auf mein Studium konzentrieren wollte. Dennoch nehme ich auch jetzt noch regelmäßig an monatlich stattfindenden Treffen teil, zu denen man immer viele schöne und interessante Gespräche führen kann. Neben meiner Tätigkeit als Stipendiatensprecher war ich auch lange als „Botschafter“ tätig, d.h. ich habe Infostände für die Studienstiftung betreut, Interessenten über das Bewerbungsverfahren aufgeklärt und zu den Möglichkeiten, die die Studienstiftung einem bietet, informiert. Dabei ist mir leider aufgefallen, dass dieser oft das Bild eines verstaubten Elitevereins anhängt, in dem man selbst eh nicht aufgenommen werden kann, weil man dafür nicht intelligent genug ist. Ich bin der Studienstiftung ganz am Anfang zugegebenermaßen auch mit etwas Skepsis begegnet, weil es eine schon lange existierende Institution ist, in der viele bekannte Persönlichkeiten aus Kultur und Politik Stipendiaten gewesen sind. Inzwischen muss ich allerdings sagen, dass mir durch die Aufnahme ein ganz anderer Horizont geöffnet wurde, ich Chancen bekam, die mir sonst höchstwahrscheinlich verwehrt geblieben wären – wie ein dreiwöchiger Sprachkurs in St. Petersburg -, und ich insbesondere Menschen kennenlernen konnte, die mir heute sehr viel bedeuten. Auch habe ich über die Jahre gemerkt, wie heterogen die geförderten Studentinnen und Studenten sind. Das hat mir das Gefühl gegeben, dass man eine Bewerbung auf jeden Fall wagen sollte, auch wenn man nicht hundertprozentig sicher ist, ob man die Aufnahmebedingungen erfüllt. Allein das Auswahlwochenende, zu dem die Studienstiftung einlädt, ist eine besondere Chance zum Austausch mit vielen interessanten Menschen aus dem man, unabhängig ob man nun aufgenommen wird oder nicht, etwas für das Leben mitnimmt. Es ist ein

wenig, wie eine Mitgliedschaft in einem Verein, der einem sehr am Herzen liegt: Man wird Mitglied in einer Gemeinschaft von Menschen, die einer gemeinsamen Faszination folgen – in diesem Fall ihrem Studium und ihrer Forschung. Und man kultiviert und zelebriert dieses Gemeinschaftsgefühl so oft es geht. Es ist weit mehr als „nur“ eine finanzielle Förderung, es wird zu einem Teil der eigenen Identität. So hat mir das „Leben“ in der Studienstiftung auch die Kraft gegeben, trotz beschwerlicher erster Semester an meinem Studium festzuhalten, in dem ich gerade aufgehe, wie nie zuvor.

Nach etwa drei Semestern hatte ich das Gefühl, trotz der fehlenden Vorbildung nun auf dem Niveau meiner Kommilitonen angekommen zu sein. Darüber hinaus hatte ich das große Glück, in einer Arbeitsgruppe mitwirken und forschen zu dürfen, die eine sehr gute menschliche Atmosphäre und die Möglichkeit zu einem sehr vielfältigen Forschen bot. So bin ich nach dem Abschluss meines Bachelorstudiums gleich dortgeblieben und forsche nun neben meinen Vorlesungen noch an dem Materialsystem, das ich auch in meiner Bachelorarbeit schon untersucht habe. Das nächste Semester habe ich mir – eigentlich eher in der Experimentalphysik zu Hause – vorgenommen, drei große Theoriemodule zu belegen, um ein wenig mehr Einblick in die Denk- und Arbeitsweise von theoretischen Physikern zu bekommen (Experimentalphysik und Theoretische Physik sind die „klassischen Zweige“ im Studium der Physik. Inzwischen hat sich noch die „Computerphysik“ als dritte Säule etabliert.). Insgesamt kann ich zu meinem Physikstudium sagen, dass ich mir kein schöneres Studium für mich vorstellen könnte. Ich kann es auch jedem nur ans Herz legen, der Spaß an grundlegenden Fragen hat und nicht verzweifelt oder aufgibt, wenn sich ein Problem mal als schwerer als erwartet erweist. Denn trotz allen Spaßes und aller Faszination – es bleibt ein Studium, für das man ein wenig Biss mitbringen muss. Manche Probleme erschließen sich einem erst nach langem Grübeln und einigen Irrwegen – aber das ist eben auch der Prozess, durch den Neues in der Wissenschaft überhaupt erst entstehen kann. Die Lösung eines Problems macht dann gleich noch eine viel größere Freude.

Dennoch hat mich auch während dieses erfüllenden und vielfältigen Studiums meine alte Liebe China nicht losgelassen. Seit 2011 arbeite ich an einem Blogprojekt mit, das es sich zum Ziel gesetzt hat, den Menschen in Deutschland einen persönlichen Blick auf das Leben und die Interessen der Menschen in China zu liefern. In den Medien kommen leider nur politische und wirtschaftliche Themen zu Wort. Informationen über die Menschen, deren Denkweise und Gefühle bleiben dabei auf der Strecke. Zum Glück wird auch in China traditionell sehr viel diskutiert, besonders gerne und ausdauernd im Internet. Das Projekt „Stimmen aus China“ der Stiftung Asienhaus e.V. setzt genau an diesem Punkt an: Eine Vielzahl von chinabegeisterten Autorinnen und Autoren hat über die Jahre hinweg eine große Bandbreite an Artikeln geschaffen, die den Chinesen „aufs Maul schauen“ und damit das Verständnis zwischen unseren Völkern fördern wollen. Die Themen können wir uns dabei selbst aussuchen. Auf die Themenwahl und -bestätigung durch unsere Redakteure folgt dann eine lange Recherche auf den populärsten Webseiten und darüber hinaus, um einen Einblick in verschiedene Meinungen zu einer Thematik zu bekommen. Als nächstes übersetzen wir ausgewählte Kommentare, in denen die wichtigsten Meinungen gut zusammengefasst zum Ausdruck kommen, betten das Ganze in einen Text ein, der Hintergrundinformationen liefert, um ein niederschwelliges Lesen zu ermöglichen und lassen auch nicht wörtlich übersetzte Kommentare in einer Art Ausblick zu Wort kommen. Am Ende gibt es dann für alle, die die Thematik zu spannend finden, um sich mit einem einzelnen Text zufrieden zu geben, Linkempfehlungen zum Weiterlesen. Was mich als Sprachfanatiker dabei besonders reizt, ist, dass es für die wörtlich übersetzten Zitate auch die chinesischen Originaltexte als Einblendung dazugibt. Wenn sich unter den Lesern dieses Textes also Chinesischlernende finden sollten – es gibt wenige Formate, in dem man so gut Slang, Fachbegriffe, Modewörter u.ä. lernen kann. Nur um euch ein Beispiel für ein paar Themen zu geben: Einige meiner letzten Artikel beschäftigten sich mit dem Studium von Chinesen im Ausland (insbesondere Deutschland), einer Reform der inländischen Bildungspolitik, mit dem Austausch mit ausländischen Kollegen in China und Telefonbetrug. Das Ganze wird mit einer Aufwandsentschädigung bedacht, die allerdings für die Menge an Arbeit, die in den Artikeln steckt, äußerst spärlich ausfällt. So ist es kein Wunder, dass wir alle bei „Stimmen aus China“ mitarbeiten, weil wir hoffen, so einen – wenn auch kleinen – Beitrag zur Völkerverständigung leisten zu können und vielleicht auch den ein oder anderen für eine tiefergehende Beschäftigung mit China zu begeistern. Unser Blog findet ihr bei Interesse unter stimmen-aus-china.de.

Dieser Text soll natürlich nicht als Aufzählung all jener Dinge dienen, die mir mein Leben beglücken, sondern ich biete mich euch ausdrücklich als Gesprächs- und Ansprechpartner an, wenn ihr Interesse an China, einer Bewerbung (oder bei Vorschlag einem Auswahlverfahren) bei der Studienstiftung, einem Studium der Physik oder auch generell an einem Studium einer anderen Naturwissenschaft habt. Ich verdanke dem Leibniz-Gymnasium und meinen Lehrern sehr viel und würde mich freuen, auch etwas zurückgeben zu können! Ich freue mich auf eure E-Mails! Ihr erreicht mich unter Tetsujin1994@gmail.com.